

Leseprobe

Deniz Ohde
Streulicht

Suhrkamp Verlag, Berlin 2020
ISBN 978-3-518-42963-1

S. 7-12, 45-50, 60-67, 69-72, 126-133, 176-177, 180-183



Die Luft verändert sich, wenn man über die Schwelle des Ortes tritt. Eine feine Säure liegt darin, etwas dicker ist sie, als könnte man den Mund öffnen und sie kauen wie Watte. Niemandem hier fällt das mehr auf, und auch mir wird es nach ein paar Stunden wieder vorkommen wie die einzig mögliche Konsistenz, die Luft haben kann. Jede andere wäre eine fremde. Auch mein Gesicht verändert sich am Ortschild, versteinert zu dem Ausdruck, den mein Vater mir beigebracht hat und mit dem er noch immer selbst durch die Straßen geht. Eine ängstliche Teilnahmslosigkeit, die bewirken soll, dass man mich übersieht. Ich übertrete die Schwelle an der Endhaltestelle, wo die Busse eine Schleife fahren und dann vor dem Haupteingang des Friedhofs eine Pause einlegen. Hier verändert sich das Licht, wie gestrichener Ton spannen sich mir die Wangen über den Knochen, und mit jedem Schritt ragt eine der Laternen aus der Dunkelheit. Die Dächer der neben dem Weg zur Großen Eiche aufgereihten Einfamilienhäuser heben sich so scharf vom dahinterliegenden Himmel ab, dass ich sie selbst dann noch sehe, wenn ich für kurze Zeit die Augen schliesse, als hätte ich zu lang in die Sonne gestarrt. Als ich an der Großen Eiche ankomme, ist mein Blick schon zu meinem alten geworden, ich bemühe mich, keinen bestimmten Punkt zu fixieren, obwohl mich niemand dabei sehen kann, sich niemand auf der Straße befindet, dem meine Blicke auffallen könnten, nur hinter einzelnen Fenstern ist noch Licht, und Schattenrisse bewegen sich in den Räumen, stehen von ihren Fernseh-

sesseln auf, um sich bettfertig zu machen oder das Tablett mit dem Abendessen wegzubringen. Es kommt mir vor, als müsste hinter jeder Fassade der Tod lungern, müssten hinter den dunklen Fenstern Krankenbetten mit Dahinsiehenden verborgen sein. Kein Geräusch dringt durch die Straßen bis auf das leise Brummen, das den Ort zu jeder Zeit erfüllt, nachts fällt es besonders auf. Ein weißes Rauschen, das von der anderen Seite des Flusses herrührt und sich schon in meine Ohrmuschel gräbt, weich und rau zugleich, wie ein vertrauter Deckenbezug sich auf der Haut anfühlt. Auch das ist eine Eigenart des Ortes, die mir wie allen anderen hier schon nach wenigen Stunden nicht mehr ungewöhnlich vorkommen wird. Einzig an der letzten Kreuzung vor dem Haus begegnet mir doch jemand, ein Vater mit seiner kleinen Tochter, die an seiner Hand geht und unter einer der Laternen ihren eigenen Schatten entdeckt, er fächert sich um sie herum auf, mit ausgewaschenem Rand. Sie versucht im Spiel auf ihm herumzuspringen. »Stirb, du Schatten!«, ruft sie begeistert, und der Vater lächelt mich stolz an. Ich lächle zurück und erwarte, dass mir dabei die Wangen von den Knochen bröckeln wie ausgedörrte Erde.

Der Schlüssel dreht sich leichtgängig im Schloss der maroden Holztür, sie gibt das gleiche Geräusch von sich wie immer, als würde ich gerade von der Schule nach Hause kommen, Schweiß vom Schulsport zwischen den Schulterblättern, leere Brottüten in den Fächern des Rucksacks, aber es ist dunkel, und ich schalte das Licht im Treppenhaus an. Im ersten Stock stapeln sich Kartons neben der Wohnungstür und Holzkörbe mit Kartoffeln und Zwiebeln. Der Schlüssel steckt hier von außen, dieser dicke Metallschlüssel mit altmodischem Bartprofil. »Mach das Licht zu«, hat

meine Mutter immer gesagt, wenn wir nach Hause kamen, denn die Treppenhausbeleuchtung hat keine Zeitschaltung; »das Licht zumachen«, so hat sie es genannt. Ich öffne die Tür und schließe das Licht. Der Geruch von Zigarettenrauch schlägt mir entgegen. Alles in diesem Haus riecht nach Rauch, nichts entkommt dem wabernden Dampf, der sich durch jede Ritze drückt, die Bettbezüge, die Handtücher und Sofakissen werden regelmäßig durch die Waschmaschine gedreht und mit duftendem Pulver überschüttet, aber sobald sie aus der Maschine gezogen werden, verklebt der Rauch die Fasern. Auch dass mein Vater sich angewöhnt hat, die Küchentür zu schließen, hilft wenig. Ich drücke die Klinke herunter, das Holz des Türrahmens knackt, noch mehr Rauch steht in der Küche, und mein Vater sitzt auf der Bank, dreht mit freudigem Ausdruck der Erwartung den Kopf zu mir, bis er mich sieht, mit dem Rucksack auf den Schultern, der gegen die zurückspringende Tür schlägt, weil sie sich nicht ganz öffnen lässt. Die Lebensmittel, die sich auf der Küchenzeile stapeln, die blaue Plastiktüte mit dem alten Brot, dieser Überfluss an Essen und billigen Möbeln, die niedrigen Decken, das Weiß der Wände, das sich über die Jahre gelb gefärbt hat, die sich stapelnden Fernsehzeitungen, der PVC-Boden vor dem Herd und der Korkboden im Flur, der sich an einigen Stellen löst; all diese Dinge, die ich wiedererkenne. Die fleckige Tischdecke, die zur Hälfte mit Tassen vollgestellt ist, die alte Thermoskanne mit von kaltem Kaffee verkrusteter Öffnung, der Kühlschrankmagnet einer Käsefirma, den mein Vater und ich einmal als Werbegeschenk bekommen haben, als wir auch diesen rosa Reiswein gekauft haben, weil er im Angebot war, und den ich in der Nacht ins Klo gekotzt habe. Die rote Klammer, mit der meine Mutter früher ihr Haar im Nacken zusammengehal-

ten hat, die jetzt in dem Korb mit alten Werbeflyern liegt. Die große Papiertüte an der Türklinke, in der Verpackungsmüll gesammelt wird, bis er überquillt.

»Da bist du!«, sagt mein Vater.

Eine Weile geht es hin und her, ob die Fahrt gut war, ob ich den Weg noch gefunden habe, »sieht noch alles gleich aus, oder, hier hat sich nichts verändert«, sagt er verschmitzt. Ich lege meine Sachen ab, setze mich ebenfalls, bekomme einen Tee. »Hier ist alles beim Alten«, sagt mein Vater nochmal, »außer, dass du jetzt alt genug bist und deine Freunde heiraten, ist das nicht unglaublich? So geht es los. So geht alles seinen Gang.« Die Stimme meines Vaters klingt seltsam tief und verbraucht, ähnlich der meines Großvaters damals. »Das war aber auch lang in der Mache mit den beiden. Eine richtige Sandkastenliebe. Das gibt es sonst nur im Film. Der Pikka und die Sophia –«, er blickt ins Leere, eine Hand noch am Griff des Wasserkochers, den er gerade wieder auf seinen Fuß gestellt hat. »Ich seh die manchmal im Supermarkt, richtige Erwachsene sind das geworden, die Sophia so fein in ihren weißen Blusen und Röcken, aber fein war sie ja schon immer, schon fast zu fein für ein Kind. Es gibt einfach welche, die kommen als Erwachsene zur Welt. Und Pikka, ich weiß noch, wie der sich früher Sorgen wegen der Grasflecke auf seinen Hosen gemacht hat, weil seine Mutter immer sauer geworden ist, wenn er dreckig heimkam. Immer fast den Tränen nah, der Arme. Ihr habt ja viel Zeit auf der Flusswiese verbracht, und so gehört sich das auch: dass Kinder draußen sind. Das hab ich wenigstens nie gemacht. Geschimpft wegen ein paar Flecken. So fein waren wir nie. Wann geht es denn morgen los?«

»Um zwölf«, sage ich.

»Na ja –«

Dann kommt mein Vater wie immer auf die Bahnverbindungen und den Straßenverkehr auf der A66 zu sprechen, auf das Wetter, das früher anders war, auf das Fernsehprogramm. Am liebsten sind ihm Sendungen, die sich mit der Vergangenheit beschäftigen oder alte Formate neu aufrollen: *Abenteuer 1900*, *Anno 1476*, das Remake von *Winnetou*, die *Chartshow* mit den größten Hits der Siebziger. Die vom Geschichtsverein des Stadtteils mühsam zusammengestellte Chronik über den Ort liegt neben ihm auf dem Küchentisch, auf weißem Kopierpapier gedruckt und in A4 gebunden, mit pixeligen Abzügen von Schwarz-Weiß-Aufnahmen, Frauen in Schürzen, die vor dem Haus stehen. Immer wieder sein *wie es früher war*.

Vierzig Jahre hat er in derselben Firma gearbeitet, auch darauf kommt er immer wieder zu sprechen. Dieser Arbeiterstolz, gemischt mit Trotz und aus Not geborener Arroganz (das Kinn, das er leicht hebt, die Lider, die einige Millimeter sinken, die Schultern, die er dabei nach unten drückt); mein Vater tunkte vierzig Jahre Aluminiumbleche in Laugen, vierzig Stunden in der Woche.

Die Hilflosigkeit bei allem, was darüber hinausgeht.

Er nimmt nicht teil an den Gottesdiensten, er ist in keinem Verein (auch nicht im Männerchor *Fortuna*), er lässt niemanden ins Haus, Besuch, das ist etwas, was er nicht kennt und was er mir verboten hat, als ich noch bei ihm wohnte, Besuch, das waren Fremde, die in unser Versteck eindringen wollten, gegen die man das Haus verteidigen musste, indem man die Eingangstür zweimal abschloss und die kaputten Rollläden nicht reparierte, weil es gut passte, dass sie die Sicht in die Zimmer versperrten. Er geht manchmal runter zum Fluss, sieht sich die Schiffe an und dreht sich weg, wenn ein anderer Spaziergänger in seiner Nähe auf-

taucht. Er grüßt niemanden. Er nimmt immer den gleichen Weg zum Friedhof, geht durch die Nebenstraßen, als tue er es heimlich, geht nicht durch den Haupteingang mit dem steinernen Bogen, sondern durch das grüne Eisentor, das eigentlich für die Gärtner gedacht ist. Im Gegenzug lassen die Leute ihn in Ruhe. Die Frau vom Zeitschriftenladen mit der zwanzig Jahre alten Schaufensterdekoration (von der Sonne ausgebleichene Puppen und im Kreis angeordnete Groschenromane), bei der er die Lokalzeitung kauft, war vom ersten Tag an kurz angebunden ihm gegenüber, obwohl sie mit allen anderen lange Unterhaltungen über die Geschehnisse im Ort führt. Das Geschäft für Satellitenfernsehen hat ihn abgewiesen, als der Kabelanschluss digitalisiert wurde, wegen zu vieler Aufträge angeblich; womit dieser Laden überhaupt noch sein Geld verdiene, hat er gefragt, das Internet legten die Leute sich doch heutzutage selbst ins Haus. Die kleine Metallbaufirma wollte seine Idee für das Grab meiner Mutter nicht umsetzen: ein geschmiedeter Gartenzaun in Miniatur. Er zieht sich jedes Mal die Hosenträger hoch, wenn er an den Kartons und Papierstapeln vorbei die Treppe hochgeht, und früher hat er, wenn er oben angekommen war, zu mir gesagt, die Leute im Ort seien wieder so dümmlich, *mit denen wollen wir nix zu tun haben*, von einem Misstrauen erfüllt, das sich an nichts Bestimmtem festmachen lässt, sondern seine unbewusste Grundhaltung ist, die auch heute aus ihm spricht, wenn er mich fragt, was ich *damit* (meinem Studium) mal *werden* kann; wogegen er früher zu mir gesagt hat, *sieh zu, dass du in Brot kommst*, was wiederum ich nicht verstanden habe und lange nur *zugesehen* habe, während nichts passierte, gar nichts, und im Hintergrund rauchten die Schornsteine des Industrieparks.

Wenn ich meine Mutter nach ihrer Vergangenheit fragte, klangen ihre Antworten wie ein Märchen: »Ich komme von weit her, aus einem kleinen Dorf am Meer, es liegt in den Bergen, und die Berge beugen sich zum Strand. Es gibt nur enge staubige Straßen, die zum Meer führen, und die Leute haben keine Autos, sondern Esel, sie treiben ihre Schafe durch die Straßen, sie laufen mit Sackkarren voll Wasser; es gibt kein gutes Wasser im Dorf, man muss es kaufen. Wasser zu verkaufen war die erste Arbeit meines Bruders. Wir haben in einem kleinen Haus gewohnt, ich und meine fünf Geschwister, aber alle sind früh ausgezogen, sie waren viel älter als ich. Ich hatte deshalb ein eigenes Zimmer, ein Luxus. Es gab ein Bett in dem Zimmer und einen kleinen Tisch. Morgens früh weckte uns der Ruf des Muezzins, und wer freitags nicht in die Moschee ging, über den wurde geredet. Ich mochte es dort, es war kühl, und man konnte so viel Tee trinken, wie man wollte; ich mochte es dort, es war ein erlaubtes Versteck. Die Hühner laufen frei auf den Straßen herum, und im Sommer fallen Maulbeeren von den Bäumen. Es gibt auch hier am Fluss einen dieser Bäume, ist er dir schon mal aufgefallen? Er steht nur wenige Meter vom Hügel entfernt. Hier weiß niemand, dass man die Beeren essen kann, sie liegen im Sommer zertreten um den Baum, schwarze Flecke überall. Nur die Brombeeren sammeln sie hier, aber mich erinnern die Maulbeeren an früher, als ich jung war. Jeden Tag habe ich auf dem Boden gesessen und das Essen vorbereitet, ich habe Weinblätter gerollt mit Pi-

nienkernen und Reis und Rosinen darin, stundenlang. Im Herbst habe ich Gemüse eingelegt. Bei uns sagt man, in ein Haus, in dem dieses Gemüse gegessen wird, muss kein Arzt kommen; und es stimmt, zu uns musste nie ein Arzt kommen. Die meisten in meiner Familie sind über hundert Jahre alt geworden. Auch du und ich werden über hundert Jahre alt werden. Es liegt daran, dass meine Mutter einen Zauberspruch an die Dschinn gerichtet hat, und die Dschinn haben ihr gehorcht, sie war eine Weise, sie hat den Dschinn gesagt: Beschützt meine Familie, niemand soll ein böses Auge machen, und die Dschinn beschützen uns seitdem; weil niemand uns böse anguckt, bekommen wir keine Krankheiten. Zusammen mit dem Gemüse und der Meeresluft, sie fehlt hier, aber das macht nichts, die Dschinn beschützen dich, sie bringen das Meer zu dir, auch wenn du es nicht siehst. Nachts sitzen sie um dein Bett, aber du musst keine Angst haben, du kannst sie nicht sehen, sie halten Wache, damit du ruhig schlafen kannst, alle bösen Geister halten sie von deinem Bett fern. Wo ich herkomme, glauben wir daran, für alles gibt es Geister, für das Meer und die Beeren und die staubigen Straßen in den Bergen. Ich habe es geliebt, mein Dorf, aber ich habe mich auch gefragt, ob das alles ist. Soll ich mein Leben lang nur das sehen, habe ich mich gefragt. Es ist schön, aber soll es alles sein, auf dem meine Augen die ganzen hundert Jahre ruhen sollen.«

Sie hörte Dinge, die nicht da waren, das war ihr Zeichen. »Muss langsamer machen«, sagte sie; mit dem Arbeiten, mit der Wäsche, mit den Tellern, die sie aus dem Wohnzimmer holte. »Muss mich beruhigen«; sich Strategien suchen, um Ruhe zu bewahren, den Blutdruck zu senken, sich eine Tabelle über den Cholesteringehalt verschiedener Lebensmittel

an den Küchenschrank hängen (die sie dann doch nicht beachtete). Sich schöne Gedanken machen, damit sie einschlafen konnte. »Ich stelle mir Pudding vor«, sagte sie. »Muss mich schützen«; die Tür einen Spaltbreit offen lassen, damit mein Vater sich versichert sah, immer hineingehen zu können, wenn er wollte; es war die beste Vorkehrung dagegen, dass er wirklich ins Zimmer kam. Sonst hämmerte er an die Tür, trat mit dem Fuß gegen den Rahmen und rief: »Lass mich rein!« Sie hörte ein Piepen im rechten Ohr und Geräusche »wie zerknülltes Papier oder wenn ganz nah einer raschelt mit altem Laub«. Selbst den Sirenenalarm des Industrieparks hielt sie manchmal für etwas in ihrem Ohr, und ich musste ihr sagen, was zu tun war, wie ich es in der Schule gelernt hatte. »Das ist nur eine Übung«, sagte ich. Ich erkannte es an dem blechernen und etwas leiernden Entwarnungston, der zuerst aktiviert wurde. »Was ist eine Übung?«, fragte sie. »Die Sirenen.« »Ach, das sind wirklich Sirenen«, sagte sie und ihr Blick, der nervös auf ihren Händen hin und her geirrt war, entspannte sich. »Wir müssten jetzt die Fenster schließen, wenn es echt wäre«, sagte ich. Der Ton schwoll an und wieder ab.

Wir übten den Chemieunfall, wie wir auch den Feueralarm übten. Alle paar Monate schickte der Park sein Dröhnen durch den Ort wie ein Riese mit rundem, weit offen stehendem Mund. Wann, wurde vorher nicht bekanntgegeben, um eine möglichst authentische Situation zu schaffen. Einmal ertönte die Sirene mitten in der großen Pause, während Sophia mir in einer Traube aus Kindern Klatschspiele zeigte. Hinter uns staksten ein paar auf Eimerstelzen vorbei, ein Stück weiter flogen Softbälle durch die Luft. Der Ton erklang, und obwohl allen in den ersten Sekunden klarwurde, dass es nur eine Übung war, kam Bewegung in die Kinder;

das Stimmengewirr wurde lauter. Sophia und ich verloren uns aus den Augen, und dann stand ich vor einem blonden Jungen aus einer der höheren Klassen; er zog die Augen zu zwei schmalen Schlitzen zusammen. »Was glotzt du so dumm«, fragte er, und ich wendete den Kopf ab. »Eins von diesen Kellerkindern«, hörte ich ihn hinter mir sagen, als ich loslaufen wollte, um den anderen zu folgen, die zum Eingang des Schulgebäudes drängten. »Von diesen Kellerkindern«, hörte ich und dann noch ein Wort, das auch mit K begann, aber ein anderes, dann ein harter Stoß in den Rücken, der näher kommende graue Asphalt, dann nichts. Dann lange, obwohl lange das falsche Wort ist, weil die Zeit aus den Angeln gehoben war, nichts.

Als ich den Kopf hob, war der Schulhof leer. Ich sah, wie die Flügeltüren des Schulgebäudes aufgingen und zwei ältere Mädchen mit Zetteln in den Händen heraustraten. Als sie mich in der Mitte des Schulhofs liegen sahen, begannen sie zu rennen; sie griffen mich links und rechts an den Armen und hievten mich hoch. Der Alarm war vorbei, und der Unterricht hatte längst begonnen.

Ich lehnte über dem Waschbecken, und Blut lief mir aus der Nase, meine Handgelenke lagen schwer auf dem Beckenrand, und meine Hände hingen schlaff über der weißen Emaille, kalt und blau gefleckt. »Ein Unfall«, sagte die Schulkrankenschwester, »nichts passiert«, und ließ ihre Finger über mein Gesicht wandern, da, wo es auf den Boden geschlagen war; am linken Wangenknochen und am Nasenrücken eine Abschürfung und eine Schwellung, die sich mütterlich vergrößerte, die Haut spannte so, dass sie das Licht reflektierte und es aussah, als wäre sie nass.

»Ein Unfall«, sagte die Lehrerin zu meiner Mutter. Ein Unfall, und ein unglücklicher Zufall mit dem Probealarm.

»Die Kinder rennen, ohne sich einmal umzusehen«, da müsse man noch üben (dafür seien die Proben ja da, damit im Ernstfall Ruhe herrsche). »Und sie«, sagte die Lehrerin und zeigte auf mich, mein geschwollenes Gesicht, »sie ist ja auch etwas schwächling.« Ich könne mich nicht so gut durchsetzen, das sei ihr schon aufgefallen, ich hätte ein dünnes Fell, »vielleicht ein dickeres wachsen lassen«, sie würde sich da keine Sorgen machen, was die anderen beträfe, es gäbe eben Raufereien, das sei Teil der Entwicklung, die Kinder in dem Alter durchmachten, und dazu käme, dass ich eher mal untergehen würde im Tumult, »mit dem dünnen Stimmchen, mal lauter werden, mal ein bisschen robuster werden, hm? Sie ist etwas sehr sensibel«, sagte die Lehrerin und beugte sich dabei zu mir herunter.

Ich sagte meiner Mutter auf dem Heimweg, welches Wort ich gehört hatte, kurz vor dem Stoß. Ich fragte, was es bedeutete, und sie sagte, dass das nicht sein könne, dass unmöglich ich damit gemeint sein konnte. »Es ist ein Schimpfwort«, sagte sie. »Aber du kannst nicht gemeint sein. Du bist Deutsche.«

»Es liegt daran, dass ich zu sensibel bin«, sagte ich von da an, »man muss sich ein dickes Fell wachsen lassen«, mit einem erwachsenen Gesichtsausdruck, so als wüsste ich, wie das ginge, so als hätte ich eine genaue Vorstellung davon, wie es auszusehen hätte, ein Fell, das man sich wachsen lassen konnte und von dem die Stöße in den Rücken abprallen würden wie nichts.

Meine Mutter hörte nachts einen LKW durch die Wand kommen. »Das war ein richtiger Krach«, sagte sie, »so als wäre direkt neben meinem Kopf etwas Großes zusammengestürzt.«

Sie lag unter weißem Bettzeug mit gelben Nadelstreifen in einem Krankenzimmer und sah mich mit dem gleichen Lächeln an, das sie an manchen Morgen hatte, wenn das Glas schon zusammengefegt und mein Vater längst mit seiner Arbeitstasche verschwunden war. »Ist nichts Schlimmes«, sagte sie, »bin bald wieder zu Hause.«

1999 kamen Sophia und ich aufs Gymnasium. Den Lehrern war es ungemein wichtig, uns klarzumachen, dass wir die zukünftige Elite seien; sie benutzten diese Wendung in Nebensätzen, manchmal riefen sie auch bloß »Ihr seid die Elite!« scheinbar zusammenhanglos durch den Raum und sahen erwartungsvoll auf die dreißig zehnjährigen Schüler in Hochwasserhosen. Es handelte sich dabei um eine implizite Aufforderung, so viel ahnte ich damals schon, aber welches Verhalten genau von mir verlangt wurde, was genau damit zusammenhing, dass ich zur Elite gehören sollte, verstand ich nicht, und es war auch keine Frage, die ich mir bewusst stellte, sondern vielmehr eine allgemeine Ratlosigkeit, die sich daraus ergab.

Ich starrte über Stunden auf die Tischplatte aus dunkel lasiertem Massivholz, den Rücken in die Stuhllehne gedrückt. Ich starrte auf graues Kopierpapier, auf das Tabellen gedruckt waren und in Abschnitte unterteilte Texte, ich beugte mich über die Blätter, so nah es ging, ohne dass die Oberfläche unscharf wurde, und ließ meinen Blick auf der Maserung ruhen. An der Unterseite der Tischplatten klebten getrocknete Kaugummis, es gab Untertischkörbe mit altem Brotpapier und ausgetrunkenen Saftkartons, auf der Oberseite waren Namen eingeritzt und Sprüche mit Edding und Tipp-Ex geschrieben. Im Sommer klebten die Arme an der Lasur fest. Wenn es besonders heiß war, gaben die Stühle durch den Schweiß Farbe ab und hinterließen rotbraune Schlieren auf der Kleidung.

Ich ahnte, dass es etwas mit einer Haltung zu tun hatte. Damit, nicht ungeduscht zu sein oder Löcher im Pullover zu haben. Ich ahnte, dass meine vom Waschen fusseligen grauen Oberteile mit Drachenaufdruck nicht geeignet waren. Ich ahnte, dass mein Wohnort nicht geeignet war und die alten Möbel in der Küche, dass der Schmutzfilm auf der braunen Arbeitsplatte nicht dazu passte und auch nicht die Tapete mit Elefanten in meinem Zimmer, die an einigen Stellen vom Putz gerissen war. Dass ich versuchte, Bruchrechnungen auf einem weißen Plastikschemel zu lösen, während der Fernseher vor mir die Talkshow *Britt* zeigte. Ich hatte das Gefühl, dass es etwas damit zu tun hatte, wie ich lachte. Dass ich dazu angehalten war, nur milde zu lächeln, und auch das nur, wenn es sich um einen Witz handelte, der ein von mir auswendig gelerntes Gedicht beinhaltete.

Es ging um filigran zurückgesteckte Haarsträhnen im Gegensatz zu den drahtigen und auf eine Länge geschnittenen, offen getragenen Haaren im Mittelscheitel über dem weißen Kapuzenpullover, dessen Ärmelsäume sich vom Zigarettenrauch meines Vaters gelb färbten. Es ging um diesen Rauch, der in jeder Faser hing, und die Fußmatte mit Orientmuster vor unserer Wohnungstür.

Es hatte etwas mit meinem geheimen Namen zu tun und damit, dass ich wenig Gemüse aß, dass mein Vater mir alle paar Wochen etwas Obst schnitt und der Meinung war, so bliebe ich gesund, dass ich zum Mittagessen Tiefkühlpizza bekam und niemand in unserer Wohnung an irgendeinem Tisch aß, weil diese voller Zeitungen und leerer Döschen waren.

Alle Schüler standen an ihren Plätzen, ich sah mit gesenktem Kopf auf meine geschlossenen Hefte und hörte, wie Herr

Kaiser, unser Klassenlehrer, die Reihen abschrift und vor den einzelnen Pulten stehen blieb. Mit heiserer Stimme fragte er Vokabeln ab. Wenn ich mich umdrehte, sah ich Sophia, die zusammen mit ein paar anderen nach jeder Frage die Hand hob, den Stift noch zwischen den Fingern.

Herr Kaiser blieb vor mir stehen, er sagte meinen Namen und dazu: »Markt – qu'est-ce que c'est?«

Es hatte etwas mit dem Vakuum in meinem Kopf zu tun, sobald mir eine Frage gestellt wurde. Ich besah es von allen Seiten, während sich der Unterricht um mich herum in einem Schwebzustand befand und alles auf ein Wort von mir wartete. Ich suchte in meinem Gedächtnis nach dem Wort, aber ich kannte es nicht. Ich ließ das Blut in meine Wangen und Ohren steigen, ohne mich zu wehren, ich atmete flach, ich starrte auf die Tischplatte und auf die Kante des Papiers, ich sah auf meine Fingerspitzen, die auf der Tischplatte lagen, und Herr Kaiser schaute über seine bräunlich getönten Brillengläser hinweg, hinter denen sein schwaches linkes Auge sich vor Aufgebrachtheit noch weiter aus seinem Blickpunkt in meinem Gesicht zur Seite wendete. Er wiederholte seine Frage, nachdrücklicher und lauter: »Markt – qu'est-ce que c'est?«

Im Alter von zehn Jahren stellte ich mich auf meine Fensterbank und schaute nach unten auf die Straße. Es könnte vorbei sein, dachte ich, wick erschrocken vor dem Gedanken zurück und begann, an einer uneinsehbaren Stelle hinter dem Vorhang ein Loch in die Wand zu schlagen, um ein Geheimfach zu bauen. Als ich auf Backstein stieß, gab ich auf. Ich wusste sowieso nicht, was ich hätte hineintun sollen. Ich umging die Stellen im Flur, an denen die Dielen unter dem Korkboden quietschten. Zu bestimmten Zeiten hielt mein

Vater die Wohnzimmertür geschlossen, woran man ablesen konnte, dass er wieder angefangen hatte, sich Bier zu kaufen. Meine Mutter und ich schlossen die Lade der Spülmaschine leise, wir schlichen, wir drückten die Spülung der Toilette nur halb herunter, die Fenster öffneten wir nicht.

Mein Vater verbrachte die Nächte im Wohnzimmer auf einem alten Schlafsofa mit Sprungfedern, neben ihm die schwarze Vitrine mit den guten Gläsern und einem Kaffeeservice, das mir Sophia zu meinem letzten Geburtstag geschenkt hatte, noch eingeschlagen in die durchsichtige Geschenkfolie, weil mein Vater gesagt hatte, es sei zu wertvoll, um es zu benutzen. Meine Mutter schlief allein in dem Ehebett mit dem Kopfteil aus dunkelblauem Kunstleder, das sie sich aus Pflichtgefühl angeschafft hatten. Niemand außer meinem Vater schloss seine Tür. Ich nicht, weil ich damals noch eine aus Holzbrettern notdürftig an die Wand genagelte Zarge hatte, in die keine Tür hineinpasste; meine Mutter nicht, weil sie alle gebügelten Hemden an der Türklinke aufhängte. Die Aschenbecher aus Kristall, die sie vor meiner Geburt auf dem Flohmarkt gekauft hatten, standen in jedem Zimmer. Auf dem Esstisch lag eine Decke, die meine Mutter alle zwei Wochen austauschte, nicht weil es Flecken gab von gemeinsamen Mahlzeiten, sondern weil sich Staubschichten gebildet hatten. Ich bekam mein Essen ins Zimmer gebracht, meistens das gleiche wie mein Großvater, vielleicht noch etwas Salat dazu, Eisbergsalat mit feingeschnittenen Zwiebeln und Zitronensaft; ich aß auf dem Boden sitzend, zwischen zwei Spielen. Mein Vater aß nachts die Reste. Er holte sie sich aus dem Kühlschrank und häufte sie auf einen Teller, den er mit ins Wohnzimmer nahm und beschienen vom blauen Fernseherlicht leerte. Das beständige Murmeln der Sendungen lullte mich in den Schlaf und wechselte sich

mit dem Radio ab, das morgens mit den ersten Handgriffen angestellt wurde und zuerst noch aus den Boxen eines tragbaren Rekorders kam, später, integriert in die Mikrowelle, aus kleinen Löchern die größten Hits der Achtziger und Neunziger in die Küche plärrte. Mein Vater saß mit übergeschlagenen Beinen in der hinteren Ecke des Wohnzimmers über Rechnungen und räusperte sich. Meine Mutter fegte mit einem trockenen Bodenwischer die Haare auf den Fliesen des Badezimmers zusammen. Sie mischte Vitamintabletten in ihr Wasser, die sich sprudelnd auflösten, es orange färbten und einen chemischen Geruch nach Mandarine in der Küche verbreiteten. Die Arbeitsplatten hatte auch ihr scharfes Putzmittel nicht ganz vom klebrigen Film befreien können, er haftete immer noch hinten unter dem Warmwasserboiler, dessen Kupferrohre im Boden verschwanden und durch die man hören konnte, wenn mein Großvater in seine Küche ging.

Ich lebte in einem anderen Zeichensystem. Die geringste Änderung an der Ausrichtung der Möbel richtig zu deuten konnte für mich überlebenswichtig werden. Ich musste erkennen, was in der Wohnung geschah, schon wenn ich zur Tür hereinkam, musste prüfen, ob die Luft aufgeladen war, wie jemand, der auf dem Land lebt und sich vor einem Gewitter in Sicherheit bringen muss. »Nicht unter einen Baum stellen, wenn es blitzt!«, war uns im Sachkundeunterricht gesagt worden, »ein Auto ist ein faradayscher Käfig«, aber für mich waren diese Informationen nutzlos, für mich galt: Wenn die Wohnzimmertür geschlossen ist, dann beweg dich leise. Die Glassplitter waren nur die äußersten Zeichen, wenn diese auftraten, dann konnte es jeder andere auch sehen, aber es ging um das Davor. Es ging darum, sich be-

sonders geschickt zu verhalten, *bevor* es losbrach, und sich aus der Schusslinie zu ziehen. Nicht verantwortlich zu sein. Nicht mit dem falschen Fuß aufzutreten, durch einen zu lauten Schritt eine Welle der Wut zu verursachen, nicht abzurutschen, während ich mir ein Glas Wasser eingoss, damit es nicht die Tischplatte überschwemmte und Tropfen auf den Küchenboden fielen, sehr langsam, während ich daneben stand. »Nicht mal das bekommst du richtig hin«, sagte mein Vater, dann ein Türschlagen, dann der Rekurs auf etwas anderes, etwas, das meine Mutter getan hatte, nicht richtig gefegt, nicht richtig den Kaffee zubereitet, und selbst wenn ich an ihrer Stelle fegte, was mir sonst ein an meine Mutter gerichtetes »So solltest du es machen!« von meinem Vater einbrachte, konnte es bei anderer Luftqualität das Gegenteil bewirken. »Sei still, Ruhe, Ruhe!«, rief er dann, und die gespannten Mundfalten, die ich als erste Zeichen hätte lesen müssen, wurden zu tiefen Furchen, verbanden sich mit den Wutfalten auf seiner Stirn, die sich damals schon eingegraben hatten und zu jeder Tageszeit stehenblieben. Es hatte etwas mit diesen Falten zu tun. Wie meine Mutter schweigend die Wäsche in Richtung meines Vaters zusammenlegte. Die Uhrzeit, zu der er sich das Essen holte. Ob er sein Haar wusch. Die Wohnzimmertür. Und allem gemein war diese Stille, für die mir ein sechstes Sinnesorgan wuchs.

Sophia sagte von sich: »Man nennt mich auch das wandelnde Lexikon«, weil sie die Formulierung in einer Detektivserie bei *KIKA*, dem einzigen Sender, den ihre Eltern ihr zu sehen erlaubten, aufgeschnappt hatte. Von da an begann sie tatsächlich das *Langenscheidt Deutsch-Französisch Wörterbuch* ihrer Mutter durchzugehen, abends vor dem Einschlafen. »Man lernt etwas«, sagte sie; auch das schien sie von

jemand anderem zu haben. Während sie im warmen Licht ihrer Nachttischlampe in ihrem Wörterbuch blätterte, lag ich steif im Dunkeln, ging mein eigenes Wörterbuch durch, übersetzte das Knacken der alten Balken im Haus, übersetzte die Gläser, die den Tag über im Küchenschrank gefehlt hatten, die sich teils im Wohnzimmer stapelten, teils mit Sprüngen und Rissen im Restmüll lagen, ich bemühte mich, so wenig Spuren wie möglich zu hinterlassen, damit niemand mich zur Rede stellen würde. Scheinbar von selbst bewegten sich diese Gläser, wie bei einer Séance. Wie durch eine kosmische Gewalt war die Scheibe der Vitrine aus den Scharnieren gefallen, während ich tagsüber in der Schule gewesen war, und meine Mutter hatte die Scherben aufgekehrt.

Eine neue Folge *Wer wird Millionär?* begann. Mein Vater schaltete die Sendung jede Woche überpünktlich ein und zog selbstgefällig an seiner Zigarette, wenn er mit einer Antwort richtiglag. Er dachte, dass in der Schule von mir das Gleiche erwartet wurde wie von den Kandidaten, nämlich einzelne Wörter als Antworten hersagen, und ich dachte das auch, weshalb ich jedes Mal Notenabzug auf meine Klassenarbeiten bekam, weil ich unter die Aufgaben immer nur einen kurzen Satz schrieb, der alle Gedanken, die ich mir zuvor gemacht hatte, außer Acht ließ. Ich glaubte, dass meine Gedanken niemanden interessierten und dass es Antworten waren, die man von mir wollte, aber nicht für *accent aigu* und *accent grave* hatte ich Platz in meinem Kopf, nicht für die Bedeutung von *marché, des légumes, des fruits, un kilo d'artichauts*; Herr Kaiser machte mit den Händen vor, wie man die Blätter der Artischocken abtrennte und in flüssige Butter tunkte, »zur Vorspeise, mit etwas Knoblauch mariniert, dazu ein Aperitif, un verre de vin, s'il vous plaît«, sagte

er und spreizte seine Finger ab von dem imaginären ledrigen Blatt in der einen und dem Weinglas in der anderen Hand. Nicht diese Bedeutungen waren wichtig, mir zu merken, sondern die Zeichen, die mir und meiner Mutter das Überleben sicherten. Der angetrocknete Wein in den Kochtöpfen wurde zum Auslöser eines Reflexes, gleich dem Blinzeln mit den Augenlidern und dem Ducken des Kopfes bei Gefahr. »Sei still, sei still«, sagte meine Mutter, und still war ich, anstelle der Regionen, die für das Speichern von Vokabeln zuständig waren, befand sich in meinem Gehirn ein Areal von Stille, eine Qualität von Stille, wie sie auftrat kurz nach dem Geräusch von zerberstendem Glas.

»Hast wieder *Millionär* gesehen?«, fragte mein Großvater nachmittags, wenn mein Vater nach der Arbeit in seinem Wohnzimmer vorbeischaute, wo er im Sessel sitzend die Nachrichten und den Sport hörte, und dann tauschten sie sich darüber aus, was jeder der beiden gewusst hatte und was nicht. Das Wissen um die Antwort auf die Millionenfrage war der Schlüssel zu einer verborgenen Welt, den sie zwar in den Händen hielten, zu der sie aber nie vorgedrungen waren. Mein Vater rief wöchentlich bei der Hotline an, bei der man sich für einen Platz in der Show bewerben konnte, er sprach seinen Namen auf Band mit seiner dünnen, verhuschten Stimme, und ich hoffte jedes Mal, dass er nicht ausgelost würde, weil ich wusste, er würde mit seinen fliehenden Schultern auf dem erhöhten Aluminiumstuhl sitzen, von den Lichtern geblendet, und so aufgeregt sein, dass ihm das Herz die ganze Sendung hindurch bis zum Hals schlagen und er kein Wort herausbringen würde.

gen verschiedene Verpackungen stieß, bis er die Frischhaltefolie über dem weichen Hühnerfleisch ertastete. Mit seinem verbliebenen Augenlicht konnte er gerade noch feststellen, dass es draußen dunkel wurde, früher schon als meine Eltern und ich, wenn es noch hell, aber die Sonne schon hinter den Nachbarhäusern verschwunden war, als wäre es kein erlöschender, sondern ein schärfer werdender Sinn. Der Teller drehte sich unter der gelben Innenbeleuchtung der Mikrowelle, auch das konnte mein Großvater noch umrisshaft sehen, nicht aber die Spritzer von Tomatensoße und Spinat, die sich eingebrannt hatten in die weiße Beschichtung. Ich hörte es aus der Küche dröhnen, dieses Mikrowellen Geräusch, das sich mit den Werbeeinspielern von RTL und dem dumpfen Ton aus dem Industriepark mischte, während aus dem oberen Stockwerk die Stimmen meiner Eltern drangen, gedämpft zwar durch den Kork, die Dielen, die tragenden Balken, aber es waren wütende Schreie, und etwas fiel zu Boden über meinem Kopf, den ich über das Papier mit den violetten Abdrücken des Tischdeckenmusters beugte. »Wird früh dunkel wieder«, sagte mein Großvater, als er mit dem Teller in der Hand zurück ins Wohnzimmer kam. »Ja«, sagte ich, obwohl es eigentlich noch hell war, ich sagte es mit einiger Verzögerung, in die Stille nach ein paar Sekunden hinein, in denen von oben noch einmal ein dumpfes Geräusch gekommen war, in denen ich zustimmend mit dem Kopf genickt hatte, weil mir erst hinterher einfiel, dass er mein Nicken nicht hatte sehen können.

Dass ich nicht zur Elite gehören konnte, hatte auch damit zu tun, dass die Barmänner aus den Gaststätten des Orts unsere Telefonnummer kannten. »Er singt wieder?«, flüsterte meine Mutter nachts in den Hörer, bevor sie sich leise ihre Jacke

überzog und ich hörte, wie sie den Schlüssel vom Brett nahm. Immer und immer wieder holte sie ihn ab, ging mit ihm die kurzen Wege von *Conny's Eck* oder dem *Schluckspecht* nach Hause, hielt ihn am Arm, wenn er drohte auf die Fahrbahn zu wanken, sah peinlich berührt zu Boden, wenn einer ihnen entgegenkam. Es war eine Szene, die in jedem Jahrhundert hätte stattfinden können. Das einzige Zeichen, das auf die Gegenwart deutete, waren die blinkenden Spielautomaten in den Kneipen, die elektrischen Lichter, dass es ein Telefon gab, mit dem man meine Mutter verständigte, und dass ein Fernseher in der Ecke lief. Aber sie hätte genauso gut in einer staubigen Kneipe der Fünfzigerjahre stattfinden können, die man damals noch »Wirtschaft« nannte, wie es mein Großvater tat: »Warst wieder in der Wirtschaft?«, fragte er meinen Vater freundschaftlich. Es war eine Szene, die so schon hundertfach stattgefunden hatte, die auch an jedem anderen Ort hätte stattfinden können, in irgendeinem Bergdorf oder am Meer zwischen den Fischern und den Staubstraßen meiner Mutter. Es war eine so zeit- und ortlose Erfahrung, dass sie schon in das menschliche Erbgut eingeschrieben sein musste, dass meine Mutter genau wusste, was zu tun war, und meinen Vater zur Tür hineinschob, ihn auf das Sofa legte, ihm die Schuhe auszog, als wäre es ihr naturgegebenen Platz.

Morgens roch die Wohnung nach ausgedünstetem Alkohol, und nachmittags, wenn ich von der Schule nach Hause kam, steckte der Schlüssel von innen in der Wohnungstür, sodass ich ihn mit einem Stift aus meinem Mäppchen aus dem Schloss stoßen musste. Ich erwartete etwas Schreckliches, aber es war nur Sonnenlicht, das auf die Flaschen fiel und die Reste von Rauchschwaden beschien, und ich, die in der leeren Wohnung mit meinem Schulranzen in der rech-

ten Hand stand und begriff, dass mein Vater schon wieder verschwunden war und mich vergessen hatte.

Es hatte damit zu tun, dass meine Eltern die Fernsehzeitung abonniert hatten und niemand eine Tageszeitung las. Tageszeitungen zumindest waren etwas, was die Lehrer konkret benannten. Ich wusste nicht, wie ich zwischen alldem meinen Eltern sagen sollte, dass sie eine Tageszeitung kaufen sollten.

»*Markt* – qu'est-ce que c'est?« Herr Kaiser betonte es nun so, als könnte ich auch das deutsche Wort nicht verstehen.

Es hatte damit zu tun, dass mein Vater bei seinem letzten Gang zum *Buchclub* den Band *Bildung. Alles was man wissen muß* gekauft hatte, aber über die ersten Seiten nicht hinausgekommen war. Wie mein Vater glaubte ich, dass das Buch ein Heilmittel gegen meine Unzulänglichkeit sei, weshalb ich auf Sophias Frage, was ich übers Wochenende vorhätte, sagte, dass ich die ganzen zwei Tage »nur lesen« wolle. Sophia sah mich von der Seite an mit einem Blick, den ich als vage Abwertung empfand. Weil ich den Versuch unternahm, mich elitär zu benehmen. Weil ich eine Pose einnahm, die man mir nicht abkaufen würde. Weil ich wahrscheinlich log und nicht lesen würde, sondern vor dem Fernseher sitzen und Sonnenblumenkerne essen, bis meine Unterlippe weißlich und aufgeweicht war.

Sophia durfte nur manchmal fernsehen und nur manchmal etwas zwischen den Mahlzeiten essen. Ihre Mutter machte ihr dann »Naschteller«. Die Zutaten dafür holte sie aus dem obersten Fach eines Rollküchenschrankes, an den Sophia nicht eigenständig gehen durfte, und legte sie mit entfernter Verpackung auf einen Teller.

Es kam mir vor, als färbe darüber die Abgeklärtheit ihrer Eltern auf sie ab, als läge das Geheimnis allen Erfolgs in dieser Servierart abgezählter Süßigkeiten, in den Capri-Leggings und den echten *Adidas*-Schuhen, die sie trug, und in den weichen Haargummis, die farblich auf ihre T-Shirts abgestimmt waren.

Unter meinem Pullover staute sich die Hitze, aus meinem Mund zog sich der Speichel zurück, meine Zunge war ein taubes Stück Fleisch, das sich gegen meinen Gaumen drückte. »Das muss wie aus der Pistole geschossen kommen!«, sagte Herr Kaiser. »Na?«, er schüttelte das Buch in seiner Hand, sein abfälliger Kaffeatem schlug mir ins Gesicht, er drehte sich von mir weg.

»Sophia. Markt – qu'est-ce que c'est?«

»Marché.«

Ich sah auf den feuchten Abdruck meiner Finger auf dem Holz.

Manchmal ging ich nachmittags mit Sophia nach Hause. Ihre Eltern hatten das Wohn- und Esszimmer mit türkischem Teppich ausgelegt, auf Leinwand gezogene Fotografien von Berglandschaften und Geparden hingen an den weiß tapezierten Wänden. Auf dem Glastisch vor der Ledercouch stand eine Schale mit nach Fruchtaromen duftendem Potpourri, und in den Wohnzimmerschränken waren kuratierte Souvenirs von ihren Reisen ausgestellt: die Büste von Tutanchamun, besondere, auf Holzklötzchen geklebte Muscheln und Gesteinsstücke vom Vesuv; alles Gegenstände, die wir genauso wenig berühren durften wie die Sammlung *Geo*-Hefte von Sophias Vater. Unter den Augen der Geparden breiteten wir unsere Hefte auf dem saubergewischten

Ich stand auf dem Podium, die Hände vor dem Körper verschränkt. Der Untergrund war weich unter meinen Schuhsohlen, eine besondere Art Holz, Bühnenholz, auf dem schon Generationen vor mir gestanden und ihre Zeugnisse entgegengenommen hatten. Die ausgebleichenen blauen Turnmatten waren an die Wand geschobenen worden, an manchen fehlte der Gurt, um sie hinter sich herzuziehen, und man musste sie an den Seiten greifen, sie fassten sich rau an. Der Blick auf diese Turnmatten von der Bühne aus, gerahmt von alten roten Vorhängen; der Gedanke daran, wie oft ich eine dieser Matten ohne Gurt erwischt und dann dumm an den Ecken gezogen hatte, wie oft sie mir aus den Händen gegliitten waren und der Sportlehrer mir schadenfroh dabei zugesehen hatte, obwohl ich von Anfang an keine Matte hatte haben wollen, auf keiner Bank sitzen, keine Volleybälle mit meinen Unterarmen durch die Luft schlagen, keine Aufschläge von der hintersten Linie hatte ausführen wollen, die immer ins Netz flogen und die Mannschaft zehn und fünfzehn Minuten warten ließen, fünf Aufschläge, sieben Aufschläge, die Jungs steckten die Fäuste in ihre silbrigen Trainingsshorts, die Mädchen trugen gelangweilt Perlmutter-Labello auf, bis irgendwann der Ball knapp hinterm Netz jemandem in die Hände fiel; bis ich einen Platz weiterrücken konnte und in der Feldmitte stehen in zu kurzem Hemd.

Ich sah die vielen Eltern und Großeltern in steifen Jacketts und Blusen auf den Stühlen sitzen, die wir tags zu-

vor in Reihen aufgestellt hatten. Zum Glück war es kühl, es hatte morgens geregnet und der Himmel war jetzt bedeckt, so dass niemand schwitzte und die Lasur keine Schlieren auf den Rücken hinterließ. Lange anderthalb Stunden sanken die Eltern und Großeltern in die Lehnen und überschlugen mal das eine, dann das andere Bein. Mit braunen Flecken im Stoff hätten sie später ihre Gläser halten müssen, eine Versammlung, die nach Eau de Cologne stank und aussah, als hätte sie sich in einen Misthaufen gelegt. Sekt oder Sekt-Orange.

Der Schulleiter hatte eine Ansprache gehalten, ein paar Mädchen der achten Klasse hatten Hip-Hop zu einem Song von Rihanna getanzt, und die Bläser der fünften und sechsten Klassen hatten ein Stück gespielt, immer leicht ab vom Takt, egal wie energisch die Musiklehrerin ihren Dirigierstab schwang. Sie verbeugte sich danach überschwänglich, als stünde sie in einem großen Konzertsaal. Vielleicht hatte sie Dirigentin werden wollen, wie es auch der eigentliche Wunsch des Sportlehrers gewesen war, Leichtathlet zu werden; er sprach immer davon, wie er in seiner Jugend Hindernisläufe in Bestzeit bestritten hatte. Stattdessen hielt er nun täglich mit abgewandtem Gesicht eine Pappbox durch den Türspalt der Mädchenumkleide, und wir legten unsere Portemonnaies und klobigen Handys hinein. Stattdessen stand er nun morgens um acht in sehr sauberen Turnschuhen am Rand der Halle, schaute keuchenden Schülern beim Zirkeltraining zu und gab nur manchen eine fragwürdige Hilfestellung, indem er sie leicht an der Hüfte berührte. Danach rauchte er eine Zigarette auf dem Schulhof – von den früheren Liegestützen war ihm ein breites Kreuz geblieben – und sah auf einen imaginären Horizont.

Wir hatten uns nach dem Alphabet in einer Reihe aufgestellt, manche winkten ihren Eltern auf den Stühlen. Herr Kaiser schritt die Reihe ab, einen Stapel dicker cremeweißer Umschläge und einen Strauß orange-gelber Rosen im Arm. Jedes Mal wenn er einen Umschlag und eine Rose überreicht hatte, drückte er demjenigen, der gerade vor ihm stand, die Hand. Als er bei mir angekommen war, tat er es gleich, er sah über seine getönten Brillengläser hinweg, sein rechtes Auge und ich tauschten einen Blick, automatisch sagte er »Herzlichen Glückwunsch«, während er mir die Hand hinstreckte. Offensichtlich hatte er schon wieder vergessen, was mein Zeugnis enthielt: »Wird in die höhere Klassenstufe nicht versetzt.« Und darunter: »Muss die Schulform verlassen.« »Zu nichts«, antwortete ich. Er nickte ruckartig mit dem Kopf und klappte den Mund auf. Wie ein peinlich berührter Fisch mit Schnappatmung kam er mir vor, dann besann er sich, schüttelte sich kurz und ging weiter. »Herzlichen Glückwunsch«, hörte ich ihn zur Schülerin neben mir sagen, das Papier in den schlaffen Händen haltend.

Die Reihen A bis D und O bis Z traten vor und formierten sich, wie wir es geprobt hatten; die Musiklehrerin drückte an der Bühnenanlage auf Play, und wir stimmten das Lied aus *Dirty Dancing* an: »'Cause I've had the time of my life, and I owe it all to you.«

Der viele Regen hatte die Bäume dick und grün werden lassen, die Zweige hingen bis auf den Boden, und das unbeständige Wetter wollte auch in den folgenden Tagen nicht abreißen. Es war vormittags heiß, nachmittags kühlten Gewitter die Luft ab. Auf den Flusswiesen wuchsen sattes Gras und Wildblumen, in jedem Vorgarten quoll Unkraut hervor, in jedem eingefassten Stück Erde, das die Bäume in der Straße

umschloss, wucherte der Mohn, die Blütenblätter vom Niederschlag farblos.

Ich hätte über die Sommerferien einen Teenie-Film nach dem anderen schauen können, in denen jemand auf dem Bett lag und bedeutungsschwanger an die Decke sah. Ich hätte lange am Fluss spazieren und immer wieder dieselben Wege nehmen können, immer wieder die Treppe am Flutschutzwall hinauflaufen, auf Zweigen und Erde abrutschen, immer wieder nach Spuren suchen von etwas, das dem entspräche, was ich in den Filmen sah: eine Zeit der Selbstwerdung. Ich hätte mir die Haare lang wachsen lassen können. Ich hätte jemandes Freundin werden können. Ich hätte so tun können, als handelte es sich bloß um nicht enden wollende Sommerferien, die ich in den Brombeerhecken beim Fluss verbrächte, in einer selbstgebauten Hütte, die den Baumhäusern der Mädchen aus den Filmen ähnelte. Ich hätte nochmal meine alten Zeitschriften durchforsten können und ausprobieren, ob eine Gesichtsmaske aus Minze half, die Kräuter dafür hätte ich unter dem Küchenfenster meines Großvaters gepflückt. Ich hätte mir im Einkaufszentrum eine Tasche mit Nieten kaufen, mich von den Perlmuttermädchen im Eiscafé anstarren lassen und bemerken können, wie sie den Löffel mit Vanilleeis sehr langsam aus ihrem Mund zogen, die Augen unablässig auf mich in meinem alten Flanellhemd gerichtet, als wäre ich ein Unfall. Nichts daran wäre der charmanten Außenseiterrolle der Mädchen aus den Filmen gleichgekommen. Nichts daran wäre Sophia gleichgekommen, die mit mir auf der Bühne gestanden hatte und sich identifizierte mit dieser Rolle, die Füße auf dem weichen Teppich, an ein Kissen gelehnt auf der Fensterbank. Es waren ungefährliche Veränderungen. Es waren süße Verwirrungen auf weiten Feldern. Es war ein bauchfreies Top

und eine sanfte Bräune, die sie tragen würde am Ende des Sommers, wenn sie mit ihren Eltern aus Fuerteventura zurückkam, keine Schneise im Lebenslauf.

Nachmittags wurde ich hinaufgespült aus einem schwarzen Schlaf, der mir schwer auf der Brust lag und mich zweier oder dreimal zurück in seine Tiefen holte, auch wenn mein Vater an der Bettdecke zog und ich durch verklebte Augenlider seinen mahnenden Blick sehen konnte. Ich wollte erklären, aber ein Traum zog mich wieder nach unten, an den ich mich nicht mehr erinnern konnte, sobald ich abermals mit offenen Augen dalag und in das weiße Licht hinter den Gardinen starrte. Mit dem ersten Grollen ging ich nach draußen und wartete, auf der durchtränkten Erde der Flusswiese sitzend, dass es anfing, und der Regen schwemmte mir die rote Haarfarbe über die Wangen, die ich mir kurz nach der Zeugnisvergabe bei *Schlecker* gekauft hatte, um etwas zu markieren, das ich nicht fassen konnte. Der Fluss stieg über die Ufer und schwappte über die Wege. Ich lief querfeldein über das Gras, bis der Wind so stark wurde, dass die Stromleitungen schwer hin- und herschwangen vor grauem Himmel, ich hatte nicht wirklich Angst, ich dachte nur, dass es besser wäre umzukehren und nach Hause zu gehen. Irgendwo unter den tiefen Schichten Gleichgültigkeit sprach etwas den Satz »Du könntest getroffen werden«, aber er schaffte es nicht, sie aufzubrechen. Auf dem Rückweg, es war schon spät, knickte eine Böe einen der jungen Bäume am Straßenrand um, kurz bevor ich unter ihm hindurchgelaufen wäre.

Es war keine Langeweile, die mich nach draußen trieb, wie in den Filmen, sondern eine Schwere und eine beständige Übelkeit im Magen, die nur aufhörte, wenn mein Vater mich im Auto durch die Gegend fuhr. Ein Sprung in der

Windschutzscheibe befand sich genau gegenüber dem Beifahrersitz, an dem ich mich mit beiden Händen festhielt, als handelte es sich um eine Achterbahnfahrt, und die Ampeln und Verkehrsschilder zerbrachen zu Fragmenten.

Mein Vater versuchte mich zu trösten, indem er mit mir jeden Flohmarkt in der Gegend besuchte, er sagte nichts dabei, aber sah mich die ganze Zeit von der Seite an, wenn eine neue Welle Schwindel mich überrollte. Wenn es vorbei war, sagte er: »Komm, wir fahren noch zu dem am Baumarkt«, und wir fuhren die Landstraßen ins Gebirge hoch und wieder runter, zu jedem Parkplatz in der Region, auf dessen Parzellen die Leute ihre Verkaufstische aufbauten. In den Gängen zwischen den Tapeziertischen stapelten sich die gleichen Sachen wie in unserem Keller. Mein Vater strich mit der flachen Hand über die angebotenen Glasfiguren, und während ich mich schwerfällig von Tisch zu Tisch schleppte, schoss plötzlich eine Empfindung von Schmerz in mein Bewusstsein. Er wanderte von meinem Oberschenkel ein paar Zentimeter das Bein hinunter, bis ich erkannte, dass es Stiche sein mussten, ein Insekt, das irgendwie in meine Hose gekommen war. Ich kannte den Schmerz aus den Sommern im Schwimmbad, wenn sich eine Wespe in meine Armbeuge verirrt hatte; meine Mutter hatte mir dann eine aufgeschnittene Zwiebel auf die Stiche gedrückt. Ich lief zwischen den Tischen hindurch, an den gehäkelten Deckchen vorbei, die in Pappkartons am Boden lagen, biss die Zähne zusammen, versuchte normal zu gehen. Am Rande des Flohmarkts standen zwei hellblaue Dixieklos, und ich wartete in einer Reihe älterer Damen mit Kurzhaarschnitten, die ihre Taschen vor dem Bauch umklammerten. In der Kabine fiel mir endlich das tote Tier aus der Hose, zusammengekrümmt lag es am Boden. Ich schüttelte die Hose einmal, zweimal, bevor

ich sie wieder anzog; dicke rote Beulen bildeten auf meinem Oberschenkel eine Straße, nur langsam verwandelte sich der Schmerz in ein taubes Kribbeln, und als ich mich wieder ins Auto setzte, verlagerte ich mein Gewicht auf die rechte Seite, damit die wunden Stellen den Sitz nicht berührten.

Während ich in der Toilettenkabine gestanden hatte, war mein Vater allein durch die Reihen der Händler gegangen. »Nur ein Euro«, sagte er und legte mir eine Kette aus gesplitterten Amethysten in die Hand. Wir fuhren weiter in die große Einkaufshalle. Abwechselnd schoben wir den Wagen durch die Gänge, mein Vater packte von allem das Doppelte ein, obwohl wir sowieso schon wöchentlich verdorbene Lebensmittel wegwerfen mussten. Minutenlang stand er vor den Kühlregalen und betrachtete die weiß ausgeleuchteten Milchprodukte, wir froren von der kalten Luft, die uns entgegenschlug. »Guck mal, wie witzig«, sagte er, eine Packung Schnittkäse in der Hand, und zeigte auf den oben auf der Folie klebenden Kühlschrankschrankmagneten. »Ich bin so raffiniert« stand in roten Lettern vor grünen Küchenkräutern. Nur mühsam rang ich mir ein Lächeln ab, und mein Vater legte den Käse in den Wagen. In der Feinkostabteilung nahm er eine schlanke Glasflasche aus dem Regal: »Komm, den nehmen wir.« Ich drehte die Flasche im Licht, der Reiswein schimmerte rosa. »Bist du sicher«, sagte ich, »ich glaub, der ist viel zu süß.« »Für schön«, sagte er. »Ist auch im Angebot.«

Wirklich war es kaum Wein, sondern mehr Likör, so süß, wie mir die rosa Flüssigkeit abends die Kehle hinunterrann. Mein Vater war längst zu Bett gegangen, ich hörte ihn nebenan schnarchen. Der letzte Tropfen verteilte sich auf meiner Mundschleimhaut; noch zwei Mal setzte ich das Glas an, weil ich vergessen hatte, dass es bereits leer war. Im Bad

schwankten die Rillen zwischen den Fliesen, bevor ich mich vor der Toilettenschüssel niederließ, die Arme auf der Brille und die Stirn auf den Handrücken abstützte. Draußen wurde es langsam hell, und ich hörte, wie mein Vater das Wohnzimmer verließ, wie er in der Küche das Radio anstellte und später seine Jacke von der Garderobe nahm.

Ich saß am Fenster und starrte in die weiße Laterne, bis sie im ersten Licht der Dämmerung ausgeschaltet wurde. In der Straße wurde es langsam wieder ruhig, nachdem der Berufsverkehr abgeebbt war. Ich wachte im tiefen Mittag auf, und aus der Schwere des Schlafs heraus sah ich an mir herab, sah die Wespenstiche an meinem Bein, bevor mich der Schlaf wieder zurückzog. Die Flecken blieben bis zum Ende des Sommers, erst rot, dann blau, dann grün, dann gelb. Ich tat den ganzen Tag nichts, als Gerichtsshows zu gucken und die Zigaretten meines Vaters zu rauchen. Er kam nachmittags von der Arbeit, seinen Koffer in der Hand, und sah mir hilflos dabei zu. Er zuckte die Schultern. »Muss se selbst wissen«, sagte er, dabei hatte ich nie etwas selbst wissen müssen. Ich hatte genug Zeit, um auf Internetforen zu stoßen, in denen die Leute nur Obst aßen. Weil wir kaum je genug Obst hatten, aß ich nichts außer ungetoastetes Weißbrot. Ich wog 35 Kilo und bekam alle vier Wochen hohes Fieber.

Es war keine Identität, die sich herausbildete, sondern eher wurde sie mir entzogen, verschwand im Keller der Schule, zwischen den bis in die Sechziger zurückreichenden Akten, weil ich die Einzige aus meinem Jahrgang war, die nicht auf eine höhere Schule wechselte und deren Akte deshalb nirgendwo hingeschickt werden musste. Sie lag oben auf einem staubigen Schrank, nachts kalt beleuchtet von den Laternen des Schulhofs.

In meinem ersten Jahr am Oberstufengymnasium wurde uns eine offene Aufgabe gestellt. Meine neue Klassenlehrerin, eine Frau mit lieben Augen, verteilte Blätter, auf denen in dickem Filzstift das Wort *identity* stand. Wir sollten darunter auflisten, was uns dazu einfiel, *Identität* war Teil des Lehrplans der elften Klasse. Das Blatt war schon oft kopiert worden, graue und schwarze Punkte waren über das Papier verstreut. Ich wusste, dass es sich um eine didaktische Maßnahme handelte; dass ich darüber nachdenken sollte, was zu meiner Identität gehörte und was nicht, dass ich aufschreiben sollte: Frau, deutsch, mein Geburtsdatum, dann vielleicht meinen Namen, und mir hätte auffallen sollen, dass mein Name, so unter das Wort *identity* geschrieben, leer war wie eine Hülse; ob es mein geheimer oder mein öffentlicher war, er wäre austauschbar gegen jeden anderen Namen. Dass ich vielleicht nach Adjektiven suchen sollte, wie es meine Sitznachbarin tat, die »helpful« aufschrieb, und mich fragen, ob eine Identität aus Eigenschaften bestehen könne.

Noch während der ersten Woche hatte mein Name am Monitor im Foyer gestanden, dort, wo auch die ausfallenden Stunden verzeichnet waren, in lila Schrift auf schwarzem Grund, wie Teletext. Ich hatte mich im Sekretariat melden sollen. »Wir haben keine Akte von Ihnen, auf welcher Schule waren Sie vorher?«, sagte die Sekretärin, als ich zu ihr kam, und blätterte in ihren Unterlagen.

Ich berichtigte die Lehrer nicht, wenn sie bei den Vor-

stellungsstunden *Rabenschule* statt Abendschule verstanden, faltete die Hände auf dem Tisch und sah auf meine Fingerspitzen in der Hoffnung, sie würden mir mein Alter nicht ansehen. Hob den Kopf zur Tafel, als die ersten Notenspiegel aufgezeichnet wurden, diese gefürchteten Gitter, wo mein Platz früher immer in den hintersten Reihen gewesen war. Wenn nur eine Sechs dastand, hatte ich damals wissen können, dass es meine sein würde, und die anderen hatten sich nach mir umgedreht. Ich gewöhnte mich nicht daran, nach vorne gerutscht zu sein, neben die Zahlen, die »gut« bedeuteten und »sehr gut«, und wenn jetzt vierzehn Punkte als bestes Ergebnis notiert wurden, dann drehten die anderen sich wieder zu mir um, aber sie hatten andere Gesichter. Ich sah auf meine Fingerspitzen und sagte kein Wort, um mich nicht zu verraten.

Fünfzehn Minuten später saß ich noch immer vor dem leeren Blatt. Die Lehrerin kam zu meinem Tisch und stützte sich auf; ob ich ein Problem hätte, fragte sie, mit ihren großen runden Augen, und ich sagte, dass mir nichts einfalle, was nicht stimmte. »Schreib einfach auf, was dir zuerst in den Sinn kommt«, sagte sie.

Meine Akte hatte hinter dem Milchglasfenster im Keller gelegen, und die Schatten der Kinder waren auf ihr herumgelaufen, wenn sie in der Pause auf dem Hof Fußball gespielt hatten. Nachts hatte sie Ruhe gehabt unter verwaschenem Licht, Staub war auf ihr gewachsen, und unter ihr, in den Schränken, hatten die dreißig und vierzig Jahre alten Akten ausgeharrt, die wegen der Aufbewahrungsfrist gelagert werden mussten. Die Hälfte von ihnen hätte schon durch den Papierwolf gedreht werden können, aber niemand hielt

Ich antwortete der Lehrerin mit ja, weil ich nicht wusste, was ich sonst sagen sollte. Im Laufe des ersten Schuljahres fragte sie mich immer wieder, warum ich so gut Englisch sprach. »Wie kann es sein?«, fragte sie, erst im Türrahmen, während ich mir den Rucksack über die Schulter warf, in diesen lockeren Momenten nach dem Pausensignal, in denen die unsichtbare Wand zwischen den Stuhlreihen der Schüler und dem Lehrerpult verschwunden war. »Wie kann es sein?«, fragte sie später nochmal, als sie mir eine der Klassenarbeiten zurückgab, an deren Ende sie mit lila Tinte (rote benutzte sie nicht) vierzehn Punkte notiert hatte. »Ich muss dich nochmal fragen: Woher kommt das?«, fragte sie erneut, als sie in einem stillen Moment, während die anderen mit Aufgaben beschäftigt waren, zu meinem Tisch kam und vor mir in die Hocke ging. Es musste eine Begründung geben, die außer mir lag. »Ich habe in meiner Jugend viel MTV geguckt«, antwortete ich schließlich, die Hände zwischen die Oberschenkel geschoben, weil ich nicht wusste, was ich sonst sagen sollte.

In jeder Sekunde hatte ich das Gefühl, etwas verteidigen zu müssen, etwas unter Beweis stellen zu müssen, das weiter reichte als nur in den Notenspiegel hinein, um nicht wieder vom Boden der Bildung zu rutschen. Ich führte ein Buch, in dem ich akribisch alle Aufgaben auflistete und einem eigenen System folgend abhakte, kontrollierte mehrmals täglich den Kalender auf anstehende Tests, Lernzeiten und Ferien hin. Noch in den letzten Ausläufern des Sommers, als das Schuljahr gerade begonnen hatte, versuchte ich um neun Uhr abends ins Bett zu gehen, damit ich um fünf Uhr dreißig ausgeschlafen war, aber es war noch hell um diese Uhrzeit, und ich lag wach unter meinem Fenster, vor dem die Vögel den Abendgesang anstimmten, und schwitzte in mein

Laken. Morgens nahm ich nicht den Bus, sondern lief den Kilometer zur Bahnstation, weil ich dachte, ich würde so meiner Anstrengung Ausdruck verleihen, zum Beweis, dass ich es ernst meinte.

Als es Winter wurde, trug ich schweres Parfum aus Drogerieproben, das mir aus meinem Schal in die Nase stieg, wenn ich mich bewegte. Über Nacht gab es manchmal Glatteis, und ich sah, wie die Leute über die Gehsteige schlitterten; einen Mann in zu kurzen Anzughosen, der über den Platz in der Ortsmitte eilte, als wäre ihm das Eis egal, und sich alle paar Schritte mit den Händen abhing, kurz bevor sein Kopf auf den Asphalt knallte. Eine Frau mit schwarzer Schirmmütze, die immer zur gleichen Zeit an der Bushaltestelle stand und sich auch von der Glätte nicht beirren ließ. Die weißen Haare hatte sie im Nacken zu einem kurzen Pferdeschwanz gebunden, sie drückte ihre Zigaretten in einem portablen Aschenbecher aus, den sie aus ihrer Jackentasche zog und dienstags, wenn die Straßenreinigung die Haltestelle kehrte, den Arbeitern zeigte, um zu beweisen, dass sie keine Kippen auf den Boden warf. Die Straßenfeger schauten kurz in ihre hohle Hand, in der sie das schwarze Kästchen hielt, und nickten.

Ich ging schnellen Schrittes, mit angewinkelten Armen, und biss die Zähne zusammen. Ich nahm eine Bahn früher als nötig. Stand an der Station, stocksteif und weit hinter der Sicherheitslinie, unter der Uhr, deren Sekundenzeiger, wenn er eine volle Minute erreicht hatte, einen kurzen Moment stockte. Eine der Glasscheiben des verschachtelten Wartehäuschens war immer zertrümmert. In der Wiese hinter dem Bahnsteig liefen Hasen, manchmal war ein weißer dabei. Eichhörnchen nagten an in die Büsche geworfenen Pausenbrotten. Einmal sprach mich ein junger Mann an, er

komme gerade von der Nachtschicht in der Fabrik und es sei die einzige Zeit, in der er mit Leuten reden könne. Er dachte, dass ich älter wäre. Ein Güterzug passierte den Bahnhof, er hatte sich durch Lichtsignale angekündigt, von Gelb auf Weiß auf Grün, dann war er da, die Luft, die er vor sich herschob, barst und traf alle Wartenden am Kopf, die Haare flogen, und das vorbeischnellende Eisen der Räder wurde einen Ton höher, bevor er in der Ferne verschwand, dumpf, als wäre nichts gewesen. Schon wenn die Bahn nur eine Minute Verspätung hatte, wurde ich nervös.

Durch die Zugscheiben sah ich über die Mauer hinweg auf den Industriepark, auf das große Gebäude mit den türkis angestrichenen Stahlstreben und den weißen Lampen, die an jedem Balken hingen, dahinter die verschlungenen Röhren und das verwaschene Schild der Firma im Giebel; oben der Schornstein, aus dem langsam Wasser verdampfte, dahinter der zunehmende Mond in seinem Hof. Ich sah das Gütergleis, das von orangen Laternen gesäumt war, die rhythmisch blinkten, als handelte es sich um eine Landebahn, aber kein Zug fuhr ein. Ich hielt mich an den Griffen der Bahn fest, immer mit beiden Händen, immer an der rechten Seite gleich neben der Tür, und ich war diejenige, die den Türöffner bediente, all die anderen Pendler im Rücken, die mir mit schnellen Schritten folgten. Die Schächte der U-Bahn waren gelb getäfelt; an der Station, an der ich aussteigen musste, waren große Fotografien der Studentebewegung von 1968 ausgestellt, ich lief an ihnen vorbei, die Hände in den Taschen meines gestreiften Mantels, der mir etwas zu kurz war, das Gewicht des Rucksacks im Rücken, in dem ich meine Thermoskanne und mein Mittagessen mit mir trug, neben den Heftern und Büchern, die ich in durchsichtige Folie eingeschlagen hatte.

Mein Gelingen war abhängig von minimalsten Abweichungen, von einmaligen Ereignissen, davon, wie ich meine Stifte hielt und ob ich meine Augen weit genug aufmachte, davon, ob ich die richtige Haltung hatte, schon bevor ich das Schulgelände überhaupt betrat; ob ich meine Schultern zurücknahm und mit erhobenem Kopf ging.